

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Friedrich der Große und die Jusuiten 8 [3 Bilder; Hahn, Georg]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Der Schwefel war gestern gänzlich draufgegangen; zu dem hätte man auch in dem heizenden Dualm nicht hantieren können, — und bei dem Heidenrespekt, den ihnen der Pfarrer vor diesen Malesizbestien nunmehr beigebracht hatte, wäre keiner so tollkühn erfunden worden, den Kampf mit dem Bacillus ohne ein kräftiges Schutzmittel aufzunehmen.

Und wie der Hochwürdige noch so stand und guten Rat gar teuer fand, da zog ein feines, graues Wölklein vor seiner Nase daher, und ein würziges Klöcklein von diesem Wölklein schlüpfte in sein linkes Nasloch hinein wie ein Möttchen in einen alten Pelz.

„Ei du — Himmelbataillon! Was stinkt denn so zum Himmel?“ fuhr er auf, seiner geistlichen Ehrbarkeit ganz vergessend. Ganz mit rollenden Augen forschte er ringsum nach dem Quell so ruchloser Duftsamkeit.

Da zeigten zwanzig Finger zugleich auf den Schweinemichel, den dümmsten und längsten Himmel von Hedersleben, der einen traurigen Glühmstengel zwischen den dicken Lippen wiederkäuend hin- und herschob und verlegen seinen wild blickenden Seelsorger angrinste.

„Mensch, wo hast du das Teufelstraub her?“ schrie Ehren-Zachäus ihn an und packte ihn hart bei beiden Schultern.

„Hier aus'm Dorfe — von Bälzigen,“ stotterte der Erschrockene.

„Was kostet das Stück?“

„Zwei Pfennige.“

„Schweinemichel, dich hat der Herrgott selbst mit deiner Stintadora hierbergepflanzt, um uns in unserer Ratlosigkeit zu erleuchten. Was du da schmauchst, das ist die leibhaftige Cholericigarre! — Ihr Männer von Hedersleben, wer will sich mit mir opfern und so einen Bälzigschen Schandstrunk rauchen? Ich geb' Euch mein Wort, daß kein Bacillus der Welt diesen lieblichen Duft erträgt!“

Sechs tapfere Mannen meldeten sich freiwillig. Die Räucherkerzen wurden geholt, in Brand gesetzt — und dann von Ehren-Zachäus selbst, nach einem kräftigen Zuge, die Thür der Totenkammer aufgethan.

Als sich die graue Wolke, welche die Eintretenden als erste schwere Geschüttsalve gegen den Bacillus ins Zimmer gefeuert hatten, ein wenig verzogen, sahen sie den toten Fidel auf der Seite liegen, mit rotem, gedunsenem Angesicht; und wie sie stille standen und vor Schreck über den Anblick solch greulich naturwidrigen Leichnams den Atem anhielten, da . . . vernahmen sie ein friedlich rasselndes, sägendes, schnaufendes Schnarchen!

Und da, nachdem sie sich von dem ersten starren Erstaunen erholt, begann zuerst der Pfarrer selbst, und dann die sechs tapferen Mannen ihm nach, ein urmächtiges Gelächter zu erheben, also daß im Umsehen die draußen Harrenden hereingelockt und das ganze Häuslein von Neugierigen erfüllt ward.

Und noch immer lachend, daß es ihm in die Seiten stach, winkte Ehren-Zachäus die Raucher heran und hieß sie, auf sein Kommando, dem schnarchenden Leichnam eine zweite Salve unter die Nase feuern.

Heiß! wie konnte da der tote Fidel-Gottfried in die Höhe springen!

„Herrjeh! Hilfe! Hilfe!“ stieß er, noch würgend und prustend, hervor, „ein zweites Mal überleb' ich's nicht!“ Damit ließ er das Haupt wieder schwer aufs Kissen fallen. — — —

Der Fidel-Gottfried war und blieb sein Lebtag der Meinung, daß nicht sowohl die Zwetschgen mit Bräuhahn, als vielmehr die darauf genossene Bälzigsche

Cigarre ihn zum ersten Choleraopfer von Hedersleben gemacht habe. Aber die Flasche Nordhäuser, die ihm das Marielchen gegen Abend hatte holen müssen und die er in der Verzweiflung über seine Schmerzen auf einen Zug geleert hatte, die mußte ihn gerettet haben. Er überstand die üblen Folgen glücklich und blieb geduldig auf dieser elenden Bacillenwelt, — — aber das Fidelemarielchen blieb auch im Pfarrhause und süßte sich so wohl darinnen, daß der Vater es gern dort ließ und drein willigte, daß es des Pastors Erbtöchterlein und der Pfarrin Augentrost auch noch bei seinen Lebzeiten genannt wurde.

Und zum dauernden Gedächtnis des Tages, der seinem vorschnellen Ueberseher in Sachen, die er doch wohl nicht recht verstehen mochte, ein so lächerliches und belehrsamtes Ende bereitet und ihm zugleich ein liebevolles Töchterlein als seines Alters traute Sorge und süße Wonne beschied hatte, ließ er sich ein Exemplar der berühmten Hederslebener Cholericigarre unter Glas und Rahmen bringen und befestigte solchen an der Wand seines Studierzimmers über seinem Wahlpruch: Durch Schimpf zum Glimpf.

Friedrich der Große und die Jesuiten.

Einer historischen Begebenheit nachgezählt v. Leop. Gerson.



Daß Friedrich der Große in Glaubenssachen ein sehr toleranter Fürst war, weiß alle Welt. Wer kennt nicht seinen Ausspruch: in seinem Lande könne jeder nach seiner Façon selig werden! Diesem Grundsatz war er auch bis zu seinem letzten Atemzuge treu geblieben. Selbst die Herren Patres vom Orden Jesu konnten sich nicht über ihn beklagen, ganz im Gegenteil! In Breslau befand sich um jene Zeit — es war nach dem zweiten Schlesienschen Kriege — ein reiches Jesuitenkloster mit einer kostbaren Bibliothek, die damals weit und breit berühmt war. Dieses Kloster nun erfreute sich der besondern Gunst des großen Königs, und besonders zwei Patres standen in hoher Gnade bei ihm. Selten, daß er ihnen einen Wunsch abschlug. Daher kam es auch, daß die Herren Jesuiten geradezu für ihn schwärmten und nur einen Fehler an ihm bemerkten und tief bedauerten:

daß er protestantisch war. Davon ließen sie sich jedoch klugerweise nichts merken, denn Friedrich verstand darin keinen Spaß. Die klugen Patres waren im Gegentheil sehr bescheiden und wußten sich durch verschiedene Aufmerksamkeiten und äußerliche Unterthänigkeit des Königs Wohlwollen auf eine geschickte Art zu erhalten. Und doch — trotz der vielen Beweise königlicher Gnade mußten sie einmal seine ganze energische Strenge, und zwar unschuldigerweise, fühlen. Das kam so:

Unter den vielen Reisenden, welche den prächtigen Park von Sanssouci besuchten, befand sich eines Tages ein junger, fremdländisch aussehender Mann. Dieser durchschritt mit unverhohlener Bewunderung in den Mienen die lieblichen Anlagen. In eine Auerallee einbiegend, stand er plötzlich vor dem König. Dieser blickte ihn mit seinen großen Augen sekundenlang durchdringend an und dann fragte er mit seiner hellen Tenorstimme und die Worte scharf accentuierend: „Wer ist Er?“

Der Fremde, den König wohl erkennend, verbeugte sich und antwortete: „Ich bin aus Ungarn und reformirter Religion; ich habe in den Staaten Eurer Majestät Theologie studiert und bin nun im Begriff, in mein Heimatland zurückzukehren. Zuvor wollte ich aber noch einen lang gehegten Wunsch befriedigen und Berlin, Potsdam und Sanssouci sehen. Ich preise jetzt den Zufall, der es mir vergönnt, Ew. Majestät nicht allein sehen, sondern auch sprechen zu dürfen.“

„So, so! also Er ist Ungar und reformirt!“ machte der König, indem er sich zum Gehen wandte. „Na, das ist ja ganz schön von Ihm, daß Er sich für meinen Park so interessiert. Er muß sich nun alles genau ansehen, — komm Er, ich will Ihn führen!“

„Ew. Majestät zu dienen! Ich gehe mit Freunden unter solcher Führung. Man sagt, der König von Preußen versteht sich auf das Führen.“

Aber des Königs Antlitz flog bei diesen Worten blitzesgleich ein freundliches Aufleuchten. Friedrich liebte Scherz und Wit, wenn er gut gelaunt, außerordentlich, — aber auch nur, wenn er gut gelaunt war. Ein mizetiger Scherz konnte ihn ungemein aufbringen.

Er erklärte nun dem Kandidaten alles und zeigte ihm das Innere des Schlosses. Der junge Mann, entzückt über die Liebenswürdigkeit und die hinreißende Güte des großen Königs, beantwortete dessen Fragen mit Freimütigkeit und in klaren, kurzen Sätzen. Das liebte Friedrich sehr. Er wurde, obgleich er mißtrauischer Natur war, immer mehr von dem Wesen des jungen Mannes eingenommen, so daß er, plötzlich stehen bleibend und ihn forschend anblickend, zu ihm sagte: „Ich will Ihm sagen, daß ich ganz entzückt von Ihm bin. Er hat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck und zu reden weiß Er auch. — Weiß Er was, bleib Er bei mir, ich will für Ihn sorgen, hört Er's?“

Der junge Mann ward durch diese Huld des Königs

sichtlich gerührt; aber er schüttelte leise den Kopf und antwortete, die Hand auf das Herz legend, in betäubtem Tone: „Dank, tausend Dank von Herzen für Ew. Majestät Gnade. Gott ist mein Zeuge, wie gern ich in dem Lande des freien Denkens bliebe, wie gern ich unter Ew. Majestät weiser Regierung einem geistlichen Amte vorstände, aber ich kann nicht. Verhältnisse zwingen mich, in mein Vaterland zurückzukehren.“

„Hm, hm! Er muß zu Hause!“ machte der König verdrießlich. „Höre Er, das ist recht dumm! Muß Er denn schlechterdings nach Hause?“

„Ja, Ew. Majestät, ich muß! Ich habe in der Heimat Vermögen und Gut!“

„Er hat Vermögen und Gut dort drunten? weiß Er, das ist recht fatal! Ich hätte Ihn gerne bei mir behalten. Nun, so bitte Er sich eine Gnade aus!“

Der Kandidat ward durch so viel Güte ganz perplex. „Ew. Majestät, ich — ich wüßte wirklich nicht —“ stotterte er verlegen, „ich könnte in der That keinen Wunsch vorbringen.“

„Ich möchte Ihn aber, ehe Er in Sein Vaterland zurückkehrt, einen Gefallen erweisen. Sag Er, weiß Er denn wirklich nichts, worin ich Ihn dienen könnte?“

Der junge Mann sann einen Augenblick nach und rief dann mit einem leichtem Lächeln: „Ja, Ew. Majestät könnten doch etwas für mich thun. Ich möchte nämlich verschiedene Bücher theologischen und philosophischen Inhalts, die ich in Deutschland gekauft, mit nach Osterreich nehmen. Die sind dort aber, wie ich glaube, verboten, und die Jesuiten haben, das wissen Ew. Majestät gewiß, die Revision und darin sehr scharf. Wenn nun Ew. Majestät die Gnade haben

wollten, dafür zu sorgen daß man mir die Bücher läßt — —“

„Gewiß, gewiß!“ fiel der König lebhaft ein. „Nehm Er nur Seine Bücher in Gottes Namen ruhig mit. Bleibt Er noch hier für einige Zeit?“

„Ja, ich gedente mich noch etwa drei Wochen in Berlin aufzuhalten!“

„Gut, gut! Weiß Er was, ich werde Ihn noch einige Bücher, von denen ich denke, daß Er sie brauchen kann und die in Osterreich erst recht verboten sind, dazukaufen lassen. Die nimmt Er ebenfalls mit, und wenn man Ihn die Bücher wegnehmen will, so sage Er ganz ruhig, Er hätte sie von mir! Versteh Er? Die Herren Jesuiten werden zwar wenig drauf geben, das thut aber nichts. Lasse Er sich die Bücher getroßt wegnehmen und gehe Er zu meinem Gesandten in Wien, erzähle Er demselben den ganzen Vorfall und was ich Ihm gesagt habe. Hernach gehe Er in den feinsten und teuersten Gasthof und lebe dort mit dem größten Aufwand. Mindestens muß Er täglich einen Dukaten verzehren, hört Er? Bleibe Er nur ruhig in dem Gasthof, bis man Ihn Seine Bücher wieder zuschickt. Ich



„Komm Er, ich will Ihn führen!“

stehe Ihm dafür, sie werden Ihm Seine Bücher wieder zuschicken, verlasse Er sich auf mein Wort. Aber wie gesagt, Er muß täglich mindestens einen Dukaten verzehren!"

Damit ließ der König den verdutzten Kandidaten stehen, begab sich in sein Arbeitszimmer und kehrte gleich darauf mit einem Zettel zurück, worauf die eigenhändig geschriebenen Worte standen: „Bon pour rester à Vienne au dépens de moi.“
Frédéric.

Diesen Zettel übergab er dem jungen Mann und sagte mit Humor zu demselben: „So, hier hat Er meine Unterschrift, damit kann Er sich bei meinem Gesandten ausweisen. Die Sache ist abgemacht. Er kriegt Seine Bücher wieder, aber das sage ich Ihm: alle Tage einen Dukaten!"

„Aber, Ew. Majestät!" wagte der Kandidat einzuzuwenden.

„Hier ist nichts zu abern! Jeden Tag einen Dukaten, vergesse Er das nicht. Folge Er nur meiner Anweisung und verlasse Er sich ganz auf mich. Nun reise Er in Gottes Namen und schreibe Er an mich, hört Er? Es soll mich freuen, wenn ich höre, daß Er gut versorgt ist. Die beste Pfarre in ganz Ungarn soll Er haben. Und merke Er sich: Jeden Tag einen Dukaten! Adieu!"

Mit diesem kurzen, aber freundlichen Bescheid wurde der Kandidat verabschiedet, welcher nun nach Berlin reiste, wo er sich noch einige Wochen aufhielt. Während dieser Zeit erhielt er auch die vom Könige versprochenen Bücher. Als er nach Wien reiste, wurden ihm schon an der Grenze die Bücher versiegelt und in Wien wurden sie ihm nicht mehr ausgeliefert, ganz so, wie er vermutet hatte. Er sagte zwar, die Bücher

seien ein Geschenk des Königs von Preußen, aber die geistlichen Herren von der Büchercensurkommission erwiderten ihm, der König von Preußen hätte ihnen in Wien nichts zu befehlen, und er, der Kandidat, möge noch froh sein, wenn er überhaupt noch ohne weitere Strafe wegen Führung verbotener Schriften davonkäme. Darauf ging nun Hedessi, so hieß der Kandidat, zum preussischen Gesandten, erzählte ihm den ganzen Vorfall, benachrichtigte ihn auch von dem Willen des Königs und zeigte als Beglaubigung den von Friedrich dem Großen erhaltenen Zettel. Dessen hätte es aber nicht bedurft, denn der Gesandte war bereits von Berlin aus unterrichtet und hatte seine genauen Instruktionen. Hedessi wurde in der Gesandtschaft auf das zuvorkommendste behandelt, wurde von Sr. Excellenz zur Tafel gezogen und ein Legationsrat mußte mit ihm in den besten Gasthof gehen und dem Wirt anbefehlen, den Gast auf das feinste und sorgsamste zu verpflegen, die preussische Gesandtschaft komme für alles auf. So

geschah es auch. Hedessi bezog eine Wohnung von fünf Zimmern und lebte wie ein Fürst. Von alledem wurde an den König nach Potsdam ein Bericht erstattet. — Eines Tages erhielten der Staatsminister von Münchow und der Gouverneur von Breslau den Befehl, durch eine Kommission, bestehend aus einem Stabsoffizier, einem Kriegsrat und einem Subalternbeamten, die große Bibliothek des dasigen Jesuitenkollegiums zu versiegeln und gleichzeitig eine doppelte Schildwache vor die Thüre zu stellen. Außerdem sollten jeden Morgen die Siegel durch einen Subalternoffizier und einen Kammerkalkulator visitiert werden, wofür das heilige Kollegium jedem täglich 1 Thaler zu zahlen habe; die acht Schildwachen, die täglich benötigt waren, seien mit 8 Gr. pro Mann zu vergütigen. Fürs erste habe der Konvent jedoch 30 Thaler Versiegelungskosten zu zahlen.

Wie eine Herde aufgestörter Ameisen liefen die heiligen Brüder durcheinander, als ihnen der Wille des Königs kundgethan und ihre schöne Bibliothek auch ohne Säumen von der Behörde versiegelt wurde. Sie wußten nicht aus noch ein und konnten sich gar nicht denken, durch was sie die Gnade des sonst so gütigen Königs vercherzt hatten. Sie wandten sich in ihrer Not an den Minister und den Gouverneur; aber diese konnten ihnen absolut keine Auskunft geben und sagten den bestürzten Patres, daß der König ihnen nur den Befehl in klaren Worten zugeschickt habe, ohne hinzuzusetzen, warum das alles geschehen solle. Nun blieb den frommen Brüdern nichts weiter übrig, als eine Deputation auszuwählen, die nach Potsdam zu dem König gehen sollte. Hierzu wählten sie zwei Patres aus, die der

König kannte und denen er schon öfter Zeichen seines Wohlwollens gegeben hatte. Diese zwei Jesuiten meldeten sich auch sogleich nach ihrer Ankunft zur Audienz, wurden aber nicht vorgelassen. Und so ging es den zweiten, dritten Tag und so fort. Vier lange Wochen dauerte es, ihre frommen Brüder in Breslau waren schon der Verzweiflung nahe, bis sie endlich das Angesicht des Königs sehen durften. Dieser empfing sie ungemein gütig und herablassend, sprach aber absichtlich von ganz gleichgültigen Dingen und unterhielt sich mit ihnen auf eine Art, daß sie ihr Anliegen gar nicht vorbringen konnten. Die frommen Herren schwißten förmlich vor Ungeduld und Pein. Endlich faßte einer von ihnen Mut und fragte den König, wodurch der Konvent und die katholische Universität zu Breslau das Unglück gehabt hätten, Seiner Majestät Gnade zu verlieren. Sie könnten sich nicht entfinnen, in irgend einer Weise gegen ihren gütigen König gefehlt zu haben. In Friedrichs Augen blitzte für einen Augenblick der Schelm auf; er



Eines Tages erhielten der Staatsminister von Münchow und der Gouverneur von Breslau den Befehl, die große Bibliothek des Jesuitenkollegiums zu versiegeln.

that aber ganz erstaunt und versicherte den frommen Herren, daß er ganz und gar nicht ungnädig gegen sie genommen sei und daß er absolut nichts gegen sie habe.

„Aber Ew. Majestät haben unsere Bibliothek versiegeln lassen!“ riefen beide wie aus einem Munde. „Sollte das ein Irrtum sein?“

„Ah so!“ machte der König ganz leicht hin, als fielen ihm diese ganze Angelegenheit wieder ins Gedächtnis. „Wegen der Bibliothek? weil sie versiegelt worden ist? Nein, das ist kein Irrtum; ganz richtig, das habe ich befohlen. Aber das Warum kann ich Ihnen nicht erzählen, meine Zeit ist gemessen. Müssen bei meinem Gesandten in Wien anfragen, der wird's Ihnen wohl sagen können. Adieu, Messieurs! Apropos, meine besondere Empfehlung an Ihre Konfratres, die Herren Bücherrevisionskommissare in Wien. Wie gesagt, wider Euch habe ich nichts, adieu!“

Das war alles, was sie aus dem Munde des Königs erfahren konnten. Soviel war ihnen jedoch klar, daß in Wien etwas passiert sein mußte, worunter sie in Breslau zu leiden hatten. Sie verließen deshalb in größter Eile Potsdam und eilten nach Breslau zurück, wo sie mit ihren Brüdern beratschlagten, was nun zu thun sei! Man war sich bald einig und abermals wurden Deputierte gewählt, welche nach Wien reisen und dort der Sache auf den Grund gehen sollten. Das geschah auch sofort. Unterdessen lebte aber der Kandidat Hedheß in Wien in seinem Gasthof und bemühte sich nach des Königs Gebot, seinen Dukaten täglich zu verschleudern; und in Breslau standen vor der schönen Bibliothek der Jesuiten Tag und Nacht Schildwachen und die Siegel wurden jeden Morgen visitiert. Das Kollegium mußte dies, wie angeordnet, bezahlen.

In Wien angelangt, ging die Deputation der frommen Väter sogleich zum preussischen Gesandten, erzählte demselben den ganzen Vorfall und bat ihn um Aufschluß, da sie hofften nach des Königs Rediten, von Seiner Excellenz Aufklärung zu erhalten.

„Aha!“ meinte der Gesandte achselzuckend. „Ja, meine Herren, den ganzen Zusammenhang kann ich Ihnen nicht sagen, denn ich weiß ihn selbst nicht. Es ist aber ein junger Mensch hier, welchem der Monarch Bücher geschenkt hat; diese wurden ihm aber trotz seines Protestes von ihren Herren Kollegen, den Herren von der Bücherrevisionskommission, abgenommen. Wie gesagt, weiter weiß ich nichts!“

Weiter brauchten auch die Patres nichts zu wissen, denn die wenigen Worte des Gesandten hatten ihnen ein helles Licht angezündet. Sie begaben sich nun sofort zu ihren Konfratres und besprachen sich mit denselben. Das Resultat dieser Unterredung zeigte sich noch an demselben Tag. Dem reformierten Kandidaten wurden recht hübsch in eine Kiste verpackt seine sämtlichen Bücher zugesandt. Damit waren die Herren vom Orden Jesu aber nicht erlöset; sie mußten auch noch bei dem Wirte des Gasthofs des Kandidaten Zehrung im Betrage von 96 Dukaten bezahlen. Das gab laure Geichter, aber es nützte nichts, der preussische Gesandte wollte es so. Dann erst erhielten sie von diesem ein Attest, worin ihnen bescheinigt wurde, daß der Kandidat Hedheß seine Bücher zurückgehalten habe und seine Zehrungskosten richtig bezahlt seien. Mit diesem Atteste reisten die Patres sogleich nach Breslau und von da zum König nach Potsdam. — Schon am folgenden Morgen wurden sie von dem Monarchen empfangen. Nachdem sie den Erfolg ihrer Sendung berichtet, übergaben sie dem König das Attest des Gesandten in Wien. Der König durchslog es und wandte sich dann an

die erwartungsvoll vor ihm stehenden Patres mit den Worten: „Die Sache ist jetzt abgemacht und richtig. Alles hätte mit etwas Entgegenkommen von Ihren Konfratres in Wien vermieden werden können. Ich habe allerdings den heiligen Vätern in Wien nichts zu befehlen, aber ich habe Ihnen hier in meinem Lande zu befehlen. Hätte die in Wien doch für schlauer gehalten. Nun gehen Sie wieder nach Hause, ich bleibe dem Konvent in Breslau wohlgenogen. Ich werde sogleich den Befehl dahin abgehen lassen, daß die Siegel von Ihrer Bibliothek wieder abgenommen werden.“

„Unterthänigsten Dank für Ew. Majestät Versicherung von Höchster Gnade!“ sprach der eine der Jesuiten und wagte noch hinzuzusetzen: „Wir hatten den Vorfall mit der Versiegelung auch nicht verdient, denn was die Censur in Wien that —“

„Was sagt Er da?“ unterbrach ihn Friedrichs scharfe Stimme. „Wenn die Herren Jesuiten in Wien meine Bücher wegnehmen, thue ich das gleiche bei mir. Das ist nur Wiedervergeltung, wer will die mir wehren? — Halt, da fällt mir noch was ein!“ unterbrach er sich noch einen Auftrag mitzugeben.

Damit begab er sich an seinen Schreibtisch, warf einige Zeilen auf einen Bogen Papier, faltete und versiegelte diesen eigenhändig und übergab ihn den frommen Vätern mit folgenden Worten: „Diese Ordre habt Ihr sofort nach Eurem Eintreffen in Breslau dem Pater Rektor zu übergeben. Gott befohlen!“

Als der Rektor dem versammelten Jesuitenkollegium in Breslau das königliche Schreiben vorlas, gab es lange Gesichter. — Es lautete folgendermaßen:

„Liebe Getreue! Euch allen und dem ganzen Konvent meine königliche Gnade versichernd, thue ich Euch folgendes zu wissen: Ihr werdet Eure Herren Konfratres in Wien und das Personal des dortigen Konvikts wohl warnen, daß sie an dem Kandidaten Hedheß keine Rache üben. Ich werde mich fleißig nach dem Wohlbefinden dieses Menschen erkundigen; bekommt er nicht die beste reformierte Pfarre in Ungarn, oder er und die Seinigen oder überhaupt die Reformierten werden chikanirt, so müßt Ihr und Euer Kloster dafür stehen, dann halte ich mich an Euch! Friedrich.“

Daraufhin wurde sogleich von dem Kollegium in Breslau ein Vote abgefertigt, um die Ordensbrüder in Wien zu verständigen. — Noch an demselben Tage wurden, da Friedrich der Große seine Befehle schnell zu geben liebte und dieselben von seinen Behörden stets schnell ausgeführt werden mußten, die Siegel von der Bibliothek abgenommen, nachdem die heiligen Brüder 134 Thaler Diäten bezahlt hatten.

Hedheß meldete dem König später in warmen Ausdrücken des Dankes, daß er eine der besten Stellen in Ungarn erhalten und außerdem von keiner Seite Unbill zu leiden habe.

Seitdem lebte das Jesuitenkollegium in Breslau in bestem Einvernehmen mit ihrem gütigen Könige, der sie unangefochten ließ und weder ihre Bibliothek, noch ihre opulenten Weinkeller versiegeln ließ.

Den Frauen.

Die Pflicht, die der Basall dem Fürsten zollt,
Die ist die Frau auch schuldig ihrem Gatten.
Und ist sie trogend, launisch, triib und bitter
Und nicht gehorsam billigem Gebot,
Was ist sie als ein tüdtlicher Nebel,
Sünd'ger Verräter an dem lieben Herrn?

Ebalefscate